

Reinhard Kahl

WARUM WIR DOCH VORBILDER BRAUCHEN

Man kann in diesen Tagen nicht über das Thema „Vorbilder“ sprechen, ohne gleich an einen ganz bestimmten Politiker denken zu müssen, der, als er noch in Amt und Würden war, häufig seine Pathosstimme erhob und darüber sprach, wie wichtig Vorbilder seien, wer alles kein Vorbild sei, und dass er im allerhöchsten Amt ein solches sein wolle.

Und dann wurden, wie man weiß, die großen Worte von seinem Handeln und vor allem von seiner Haltung blamiert. Als es um ihn selbst ging, da wurde er kleinlaut und allgemein und sprach darüber, dass man doch Mensch sei und Fehler machen dürfe. Er vermied es „ich“ zu sagen. Er versteckte sich hinter dem anonymen „man“. Statt ein Jemand zu sein, flüchtete er in den Niemand und setzte dabei auf die Komplizenschaft all derer, die ebenfalls lieber „man“ sagen statt „ich“.

Nun ist sein großer Zapfenstreich geschlagen und geblasen.

Keine Angst, es geht jetzt nicht schon wieder um ihn. Aber einem Plädoyer für Vorbilder stehen ausgerechnet die Vorbildsprediger im Weg. Feiglinge zum Beispiel, die gern große Reden darüber halten, dass man mutig sein soll und es vermeiden von sich selbst zu sprechen.

Das hat Tradition. Seit im Abendland gepredigt wird, werden nicht wenige Prediger als Pharisäer und Philister kritisiert. Die Abspaltung der hohen Ideale und höchster Worte vom eigenen Handeln - manchmal scheint es, als seien es zwei verschiedene Menschen, die da reden und die handeln - ist eine in langer Priestertradition vererbte Berufskrankheit, die auch die säkularen Nachfolger von Priestern häufig befällt: die Lehrer, die Politiker und die Intellektuellen. Es ist eben für den Sprechenden so süß eine häufig bitter errungene Wahrheit, zumal eine durch Introspektion errungene Wahrheit, in allgemeine Reden umzuwandeln und fortan fein raus zu sein. Dann gehen Lernen und Dialog in den Modus des Belehrens über. Eine verlustreiche Umwandlung.

Aber ein Vorbild zu sein, das ist die These, bedeutet ein Jemand zu sein, einer, der sich exponiert und sich wagt er selbst zu werden. Einer, der eine Geschichte hat - also eine Biographie - und sie nicht nur hat, sondern eine ist. Vorbildlich ist, wer aus der konstitutionellen menschlichen

Unvollkommenheit etwas gemacht hat, nicht nur die lasche Ausrede, dass man doch auch nur ein fehlerhafter Mensch sei.

Der Umgang mit Fehlern erzählt etwas von einem Kulturwandel, der auch die Bedeutung von „Vorbild“ ändert.

Klingt es etwa so: Was hast Du da wieder für einen Fehler gemacht!? So tönt es vielen noch aus ihrer Kindheit. Der Fehler, ein Versagen, angesiedelt irgendwo am Abgrund des Fluchs der Erbsünde. Wer Fehler macht, ist irgendwie selbst falsch, also kein Vorbild. Oder klingt die Frage „Hast Du heute schon einen Fehler gemacht“ neugierig und freundlich? So jedenfalls ist eine Art Mittagsmeditation des Managements intoniert, von der erstmals Mitte der 80iger Jahre aus Kalifornien berichtet wird. Der Fehler gilt nun als Eintragung im Pass von Grenzgängern. Wer da nur leere Seiten hat, steht im Verdacht noch gar nichts gemacht zu haben außer dem Erledigen von Routinen. Fehler werden nun als eine Spur von Pionieren gesehen. Deshalb stellt sich dann auch weniger die Frage, ob jemand Fehler gemacht hat, sondern welche er gemacht hat. Neue intelligente oder wieder nur die dummen alten? Und was haben die, die im Neuland waren, von ihren Erkundungen mitgebracht? Vorbildlich ist dann nicht mehr einfach das „Richtigmachen“ nach einem Gehorsamsmodell und dem Wiederholen, wie man es immer schon gemacht hat, sondern die Fähigkeit aus dem Unvorhersehbaren etwas Neues und Eigenes zu machen, so wie Josef Beuys, der sagte „Ich ernähre mich von meine Fehlern.“ Oder wie der kanadische Bildungs- und Changetheoretiker Michael Fullan, der sagt: „Problems are our friends.“

Diese Umwertung durchzieht die Kultur und sie zeigt sich auch im Wandel des Vorbilds, man könnte auch sagen des Selbstbilds einer Kultur. Ging es ehemals um die Formulierung und das Durchsetzen von Prinzipien, so wird diese Ordnung nun vom Umgang mit dem Ungewissen, mit einer offenen Zukunft und mit der Verschiedenheit der Individuen abgelöst. Individuen, die nicht mehr standardisiert werden sollen. Dafür brauchen wir heute Vorbilder. Für Eigensinn und Mut und für das Wagnis tatsächlich ein Individuum zu sein.

Als Individuen wurden die Kinder lange Zeit nicht angesehen. Eine Person würde man erst als Erwachsener. Doch tatsächlich kommt jedes Kind bereits als einzigartiges Wesen auf die Welt.

Remo Largo hat an der Universität Zürich eine der größten europäischen Langzeitstudien zur Entwicklung von Kindern durchgeführt. Sein Resümee:

„Jedes Kind ist anders. Alle sind verschieden. Und wir werden im Laufe unseres Lebens immer verschiedener.“

Die Dichter und Philosophen allerdings haben es immer schon gewusst: Jeder Mensch ist eine Primzahl, teilbar nur durch die Eins und durch sich selbst, schrieb Herder. Und Hannah Arendt wusste, „jeder Mensch steht an einer Stelle in der Welt, an der noch nie ein anderer stand.“

Dieser offene Horizont verlangt allerdings erst Recht nach Orientierungen, aber die sind von anderer Art als das autoritäre Vorbild.

Ein Beispiel für diesen Übergang war kürzlich ein Disput der beiden Pädagogen Bernhard Bueb und Jesper Juul. Bernhard Bueb wurde bekannt durch sein Buch „Lob des Disziplin“. Der dänische Familientherapeut Jesper Juul kritisiert all die Versuche aus Kindern, wie er sagt, „Bonsaibäumchen“ machen zu wollen, „über deren Wachstum der Besitzer die Macht übernommen hat.“

Bueb sagt, „meine Frau und ich haben immer geglaubt, wenn wir als Vorbild so leben, wie wir es auch von unseren Kindern erwarten, dann werden sie uns schon folgen.“ Aber Bueb gibt zu, dass diese Strategie nicht aufging. Und das liegt wohl daran, dass er mit seinem gezielt vorbildlichen Verhalten die richtigen Normen und Prinzipien, bei denen – wie auch er weiß – die Predigt versagt, wieder einschmuggeln wollte. Er zielt auf das Vorbild als einen spekulativen Effekt, als Mittel zum Erziehungszweck. Geht das?

Jesper Juul hingegen sagt, alles hängt in der Erziehung davon ab, wie wir Erwachsene leben. Er setzt die Maxime „authentisch sein“ gegen das alte Vorbildpathos. Mit der Authentizität verhält es sich wie mit der Spontaneität, sie lässt sich nicht an die Strippe von Befehl und Wirkung nehmen. Authentizität lässt Platz für das Unvollkommene und Würde für das Fehlerhafte, was die Vorbildmacher aus ihrem Rahmen zu verbannen suchen. Das Konzept Authentizität verschiebt die alte Frage nach dem normativ Gebotenen von „Was ist richtig“, hin zum großen Gespräch „Wie wollen wir leben“? Das Wie kommt nun vor dem Was. Und ob Authentizität gelingt, hängt von der Atmosphäre ab. Wird Zugehörigkeit vorbehaltlos versprochen, auch wenn etwas schief geht? Gilt, dass nur das Gelingen kann, was auch schief gehen darf? Denn wenn alles gleich richtig gemacht werden soll, wird man ja nichts wagen und verlegt seine Energie ins Bluffen. Dann wird man vielleicht sogenannte Vorbilder zu kopieren versuchen, aber es geht nicht um Kopien, sondern um Originale. Zumal angesichts einer Zukunft, die weniger denn je die Fortschreibung der Vergangenheit sein wird.

„Der Mensch,“ sagte Immanuel Kant, „ist ein krummes Holz.“ Ihn nach rechteckigen Vorbildern gerade zu hobeln, lässt zum Schluss nichts übrig. Vorbilder können nur dadurch anstecken, dass sie sie selbst sind. Sie verlieren ihre Wirkung, wenn sie absichtsvoll Vorbild sein wollen, zumal wenn sie predigen. Kinder und erst recht Jugendliche spüren diesen Hintersinn sofort und aktivieren dagegen ihr psychisches Immunsystem. „Man spürt die Absicht, und ist verstimmt“. Denn wenn das eigene Handeln ethische Maximen durchsetzen soll, dann dürfen diese doch nicht dazu instrumentalisiert werden ein bestimmtes Verhalten bei anderen zu bewirken. Ethik ist nie ein Mittel um Wirkungen zu erzeugen. Das absichtsvolle Vorbild ist also ein performativer Widerspruch.

Ein Individuum kann anders als das inszenierte „Vorbild“ nicht mit sich identisch sein. Nur in seiner inneren Vielfalt und Widersprüchlichkeit ist es authentisch. Nur dadurch kann es denken. Denken ist ja nach Platon „das Gespräch zwischen mir und mir selbst.“ Wer mit sich identisch ist, braucht dieses Selbstgespräch nicht und braucht auch keine Gespräche mit anderen. Solche faltenlose Identität produziert nach innen und außen nichts als Rückkopplungspfeifen. Dann halten sich die Kinder und alle, die Kind geblieben sind, die Ohren zu.

Reinhard Kahl

* 1948, Erziehungswissenschaftler, Journalist und Filmemacher; zahlreiche Preise (Grimme, Civis), Gründer des Archivs der Zukunft www.archiv-der-zukunft.de, aus dem das gleichnamige Netzwerk hervorgegangen ist www.adz-netzwerk.de Lebt in Hamburg und dem Hühbeck www.reinhardkahl.de

Zuletzt erschienen: „Individualisierung – Das Geheimnis guter Schulen“, DVD und Buch, Beltz Verlag 2011